

Der Bischof und die Professorin:
Gemeinsam kämpfen Peter Kohlgraf
und Dorothea Sattler für die
Gleichberechtigung der Frauen
in ihrer Kirche. Wie knackt
man römischen Beton?

INTERVIEW VON GEORG LÖWISCH,
FOTOS VON MARKUS HINTZEN

Christ&Welt: Frau Professor Sattler, Herr Bischof Kohlgraf, für Sie muss die Bibel in besonderem Maße das Buch der Bücher sein. Lassen Sie uns trotzdem mit einem anderen Buch beginnen, dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland: Artikel drei verbietet die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts: »Männer und Frauen sind gleichberechtigt.« Warum hält sich die katholische Kirche in Deutschland daran nicht?

Peter Kohlgraf: Die Verfassung garantiert auch die Religionsfreiheit. Religionsgemeinschaften haben das Recht, ihr religiöses Leben zu gestalten. Wie man Diskriminierung definiert, wird auch in der Kirche ganz unterschiedlich gesehen. Aber dass das von vielen Frauen als diskriminierend empfunden wird, kann ich tatsächlich auch mit vielen frommen Sätzen nicht wegdiskutieren.

C&W: Empfohlen wird? Die katholische Kirche diskriminiert Frauen, weil die nicht dürfen, was Männer dürfen. Zum Beispiel Priesterin werden oder Bischöfin.

Dorothea Sattler: Ich halte den Begriff »Diskriminierung« in unserem Zusammenhang nicht allein für zielführend. In der römisch-katholischen Kirche ringen wir mit Bibel und Tradition um die angemessene Rolle von Frauen. Da kommen wir mit dem deutschen Grundgesetz nicht zu einer Argumentation, die in der Weltkirche überzeugt. Wir müssen theologische Argumente vorlegen, um die volle Teilhabe von Frauen an den Diensten und Ämtern in der Kirche zu erreichen. Solche Argumente gibt es auch.

C&W: Ihre Kirche steckt doch gerade in der Schwierigkeit, dass sie in der Bundesrepublik immer weniger verstanden wird. Begründungspflichtig ist hier schon längst nicht mehr die Gleichberechtigung, sondern warum Menschen aufgrund des Geschlechts ein Weg versperrt wird.

Sattler: Wir argumentieren innerhalb der Kirche dann schon auch mit der Geschlechtergerechtigkeit. Das unterstützt sehr die Dringlichkeit der Frage, auf die es eine theologische Antwort braucht.

Kohlgraf: Mit dem Argument, etwas würde von der Gesellschaft nicht verstanden, bin ich vorsichtig. Denn damit würden wir uns andere Kernthesen des Glaubens kaputt schießen. Wer versteht Jesu Tod am Kreuz? Wer versteht Auferstehung?

C&W: Sind nicht theologisch alle Getauften gleich?

Sattler: Auf der Ebene der Würde, die uns Frauen in der Schöpfung geschenkt worden ist, sind wir gleich. Das kann dennoch bedeuten, dass es in der Verkündigung des Glaubens unterschiedliche Rollen gibt. Auch in den evangelischen Kirchen ist es erst seit einigen Jahrzehnten so, dass Frauen alle Dienste und Ämter übernehmen dürfen. Im Blick auf die Rolle von Frauen in der Öffentlichkeit haben die Kirchen – zuerst die evangelischen – im letzten Jahrhundert sehr viel dazugelernt. Unser Menschenbild und die Geschlechterrollen haben sich verändert – aus guten Gründen. Gegen Erfahrungen lässt sich nicht argumentieren: Frauen können leiten und ihr Wort machen.

C&W: Wie ist es theologisch überhaupt begründet, dass Frauen nicht das Gleiche dürfen wie Männer?

Kohlgraf: Es gibt zwei klassische Argumente. Das eine ist die Berufung von Männern in das Amt der Apostel, der zwölf Männer, die Jesus begleiteten. Die kirchlichen Ämter stehen demnach in der Nachfolge der Apostel. Dann die Geschlechtertypologie Braut und Bräutigam. Die Kirche ist die Braut und der geweihte Amtsträger, der Priester oder der Bischof, repräsentiert Christus, den Bräutigam, den Mann. Aus einer Stelle aus dem Brief von Paulus an die Epheser ist diese Begründung entstanden.

C&W: Sind Sie davon überzeugt?

Kohlgraf: Es gibt auch andere theologische Begründungen, die den Zugang von Frauen zu Diensten und Ämtern möglich machen würden. Nur haben sie sich nicht durchgesetzt. Papst Johannes Paul II. hat 1994 die genannten Argumente stark gemacht. Aber es ist gerade die Leistung des Grundtextes, den Bischöfe und Laien im Herbst auf der Synodalversammlung in Frankfurt beschlossen haben, andere Argumente herauszuarbeiten. Ich werbe für dieses Papier. Es gibt im



Dorothea Sattler und Peter Kohlgraf nach dem Gespräch am Bischofssitz in Mainz. Die 62-Jährige ist Professorin für katholische Theologie an der Universität Münster; sie leitet beim katholischen Reformprozess Synodaler Weg das Forum zur Rolle von Frauen in der Kirche. Kohlgraf, 55, ist seit fünf Jahren Bischof von Mainz. Vorher war er Theologieprofessor und Religionslehrer, zum Priester geweiht wurde er 1993 im Kölner Dom.

Neuen Testament genügend Zugänge, mit denen sich die Öffnung der Weihenämter für Frauen begründen ließe.

C&W: Welche Argumente überzeugen Sie von einer Frauenordination?

Kohlgraf: Wenn ich ins Neue Testament schaue, ist das die Zeugenschaft für die Auferstehung. Maria Magdalena zum Beispiel, die auch Papst Franziskus als Apostelin bezeichnet. Sie tritt als erste Zeugin der Auferstehung vor die Jünger. Diese Spur sollte man weiterverfolgen. Ein Argument ist auch der paulinische Gedanke: Es gibt nicht mehr männlich und weiblich, ihr seid alle einer in Christus. Und es gibt Bildreden im Neuen Testament vom Leib, die nicht geschlechtsspezifisch definiert werden.

C&W: Ich komme noch einmal mit der Bundesrepublik. Dort können heute auch zwei Männer Braut und Bräutigam werden. Oder zwei Frauen. Wird dadurch der Rechtfertigungsdruck auf die Kirche noch höher?

Sattler: Die Rede von Braut und Bräutigam versteht die Glaubenskongregation 1976 als Bild, als Metapher. Gemeint ist die Qualität der treuen Beziehung zwischen Braut und Bräutigam. Auf Liebe und Barmherzigkeit kommt es an in jeder Beziehung. Die Kirche, die Braut, besteht jedoch zum Glück aus Männern und Frauen. Auch Männer sind Teil der Braut Kirche. Warum soll dann der Bräutigam, Jesus Christus, auf der metaphorischen Ebene nicht auch von Frauen repräsentiert werden?

C&W: Herr Kohlgraf, würden Sie sagen: Von den theologischen Argumenten gegen die Frauenordination sind Sie nicht mehr überzeugt?

Kohlgraf: Ich nehme wahr, dass die beiden Argumente – das apostolische und das Bild von Braut und Bräutigam – schnell ausgehebelt werden können. Wenn gesagt wird: »Jesus beruft zwölf Männer«, muss man bedenken: Die Entwicklung der frühchristlichen Bewegungen vollzog sich differenzierter. In den ersten Jahrzehnten der Kirche haben nicht nur Männerriegen Ämter und Dienste ausgeübt.

Sattler: Das ist wichtig: auf die Anfangszeit der Christinnen und Christen zu schauen. Apostel und Apostelin ist in den Briefen des Paulus, wer den auferstandenen Jesus Christus verkündet. Deswegen grüßt er im Brief an die Gemeinde von Rom auch im Schlusswort die Apostelin Junia. Sie hat einen Namen. Sie war bekannt.

C&W: Ich habe gelesen, dass in der Theologie gestritten wurde, ob Junia ein Frauenname ist.

Sattler: Da sind wir heute sicher. Die textkritischen Ausgaben des Neuen Testaments belegen, dass die spätere Umformung des Namens in »Junias« von Interessen geleitet war. Das zeigt: Es gab von frühester Zeit Bestrebungen, nur Männer als Apostel zu bezeichnen. Offenkundig gab es einen Streit darum, weil es ungewöhnlich war, wenn in den paulinischen Gemeinden Frauen die Rolle der Gemeindeführerinnen übernommen haben. Wichtig ist es, bei Paulus auf die Charismen zu schauen, auf die Begabungen. Paulus dachte: Wir haben wenig Zeit, bis der Herr wiederkommt. Daher brauchen wir alle Kräfte und alle Begabungen, um glaubwürdig das östliche Evangelium zu verkündigen. **C&W:** Ziehen Sie die Parallele zu den frühen Christen auch, wenn es um die Wirklichkeit der Katholikinnen und Katholiken heute in Deutschland geht? Sind sie mittlerweile eine Minderheit, die zu kämpfen hat, umstritten ist und alle Kräfte fördern muss, die sie kriegen kann?

Sattler: Ja, in der Situation heute ist es sehr wichtig, die besten Begabungen zur Verfügung zu haben für die Dienste und Ämter in der Kirche. Wir schauen aber nicht nur deshalb auf die Begabungen der Frauen, weil zu wenige Männer Priester werden wollen. Es bräuchte vielmehr andere Gründe, begabte, theologisch ausgebildete Frauen nicht wirken zu lassen. Je mehr Zeugnis geben, umso besser. Die römisch-katholische Kirche muss sich vor Gott rechtfertigen, wenn sie die Charismen der Frauen nicht für die Verkündigung des Evangeliums einsetzt.

»Ich könnte mir eine Bischöfin Sattler ganz hervorragend vorstellen«

Foto: Markus Hintzen für ZEIT Christ&Welt

Fortsetzung von Seite 1

Kohlgraf: Ich war kürzlich in einer katholischen Schule zu Besuch. Wir sind zu den vorgesehenen Themen nicht mehr gekommen, weil wir uns die Köpfe heißeredet haben. Ich war der Vertreter einer Diskriminierungsgemeinschaft, die Schülerinnen waren die Streiterinnen für die Gerechtigkeit. Das Argument von Braut und Bräutigam haben sie in wenigen Sätzen entkräftet. Da konnte ich dann auch nicht mehr so wahnsinnig viel sagen. Als ich im Herbst in Rom war, habe ich davon erzählt. Wir verhindern die Verkündigung des Auferstandenen, indem wir uns in der Frauenfrage verkrallen. Die mangelnde Geschlechtergerechtigkeit versperrt den Weg zum Kern unserer Botschaft.

C&W: Haben Sie das auch dem Papst gesagt?

Kohlgraf: Ja, das habe ich dem Papst gesagt. Nicht erst vergangenes Jahr, sondern im Vieraugengespräch, nachdem ich 2021 Vorsitzender der Pastoralkommission der Bischofskonferenz wurde. Wir wollen nicht wie eine Dampfwalze durch die Weltkirche rollen. Es geht darum, tiefer gehende Einsichten zusammenzubringen. Das Papier des Synodalen Weges zu Frauen in Diensten und Ämtern hat auch deshalb eine Mehrheit gefunden, weil fast alle gesehen haben: Das sind Fragen, die in der Weltkirche an vielen Ecken auftauchen. Wir müssen da ran.

C&W: Was war Ihr wichtigstes Argument gegenüber Franziskus?

Kohlgraf: Meine Botschaft war es, ihm zu sagen: Das Bild des Synodalen Weges als kirchenspalterische Bewegung entspricht nicht meiner Erfahrung. Es sind ernsthafte Gespräche, die auch meinen Blick geweitet haben.

C&W: Herr Kohlgraf, können Sie sich vorstellen, dass Sie hier nur als Professor säßen und Frau Sattler als Bischöfin?

Kohlgraf: Ich könnte mir eine Bischöfin Sattler ganz hervorragend vorstellen, wenn das weltkirchlich gut geregelt wäre. Umgekehrt könnte ich auch etwas mit meinem Leben anfangen, wenn ich nicht Bischof wäre. Es wäre für mich natürlich erst mal ein ungeohnter Gedanke, für Frau Sattler vielleicht auch.

C&W: Frau Sattler, würden Sie den Job übernehmen?

Sattler: In einer anderen Lebensphase wäre ich offen dafür. Ich verkündige sehr gerne das Wort Gottes. Und das Zweite Vatikanische Konzil sieht das als primäre Aufgabe der Bischöfe an. Ich könnte mir auch vorstellen, die nötigen Kompetenzen zu erwerben. Ich müsste mich natürlich prüfen und geprüft werden, ob ich zur Bischöfin berufen bin.

C&W: Deutschlandweit wollen Sie und andere einen Synodalen Rat schaffen, in dem die Bischöfe die Laien einbeziehen, um die katholische Kirche in Deutschland zu lenken. Dafür bekommen Sie schneidenden Gegenwind. Die drei wichtigsten römischen Kardinäle haben es in einem Brief untersagt, und zwar im Namen des Papstes.

Kohlgraf: Niemand kratzt an der bischöflichen Verantwortung. Aber ich muss doch kompetente Menschen mit einbinden können in die Entscheidungsprozesse. Wir müssen die Leitungsfragen auch mal von sakramentalen Fragen abkoppeln.

C&W: In Mainz haben Sie tatsächlich damit begonnen. Sie haben erstmals eine Frau in die Spitze des Bistums berufen, sie heißt Stephanie Rieth und ist Bevollmächtigte des Generalvikars.

Kohlgraf: Wir machen die Erfahrung, dass es die Kultur verändert, wenn Leitung mit einem Vieraugenprinzip stattfindet. Frau Rieth vertritt auch mich als Bischof. In anderen Bistümern gibt es eine Amtschefin. Wenn ich das in München richtig verstanden habe, ist der Generalvikar für die pastoralen Dezernate zuständig und die Amtschefin für Bau

oder Finanzen. Diese Trennung von Theologie und Management wollten wir bewusst nicht so haben. Operative Fragen sind immer mit pastoralen Fragen verknüpft. Deshalb war mir wichtig, dass Frau Rieth Theologin ist. Sie leitet auch das Zentraldezernat und hat den Blick auf das Gesamte.

C&W: Ist sie wie Bischof und Generalvikar »Ordinarius«? So heißt in einem Bistum die kirchenrechtliche Leitungsinstanz.

Kohlgraf: Ja, sie ist Teil des Ordinarius. Das wurde sehr positiv aufgenommen, für manche ist es ein Lernprozess. Sie verantwortet den Bereich der Missbrauchsaufarbeitung mit Engagement, Empathie und Entscheidungsstärke. Und dabei steht sie auch für mich. Umgekehrt habe ich voll hinter ihr zu stehen. **Sattler:** Wir haben diese Linie auch immer verfolgt beim Synodalen Weg: Möglichkeiten zu stärken, Frauen in der Leitung Verantwortung zu geben, wo das jetzt schon geht. Für viele Gemeinden ist das gewöhnungsbedürftig. Wenn Frauen in der Leitung des Bistums oder auf regionaler Ebene sind, stärkt das die Argumentation insgesamt.

C&W: Der Papst lässt ein Ressort im Vatikan, das Dikasterium für Entwicklung, neuerdings von einer Frau leiten – vorher war so eine Position Klerikern vorbehalten. Was spricht eigentlich gegen eine Kardinälin?

Kohlgraf: Im Kirchenrecht ist die Erhebung zum Kardinal an die Priesterweihe gebunden.

Sattler: Die Frage kam auf, weil Kardinäle anders als Priester oder Bischof kein Weiheamt sind. Deshalb gibt es keine zwingende theologische Bindung, auch wenn das Kirchenrecht die Weihe vorsieht und den Kardinalstitel damit Männern vorbehält. Aber das Kirchenrecht kann man ändern. Nur halte ich das für eine Einzelfrage. Ich wünsche mir die volle Teil-

nahme der Frauen an Diensten und Ämtern. Wenn das kommt, wird es auch Kardinälinnen geben.

C&W: Welche Aufgaben wünschen Sie sich für Frauen, die bisher geweihten Männern vorbehalten sind?

Sattler: Die Frau wird vom Vorsitz bei der Feier der Eucharistie ausgeschlossen. Wer darf dabei Christus repräsentieren? Es handelt sich jedoch eigentlich nicht um ein Schauspiel – die Wandlungsworte sind Teil einer Erzählung im Rahmen eines Gebets. Das muss theologisch gut bedacht werden. Und dann haben wir zu unterscheiden zwischen den Aufgaben von Priestern und Bischöfen auf der einen Seite und von Diakonen auf der anderen Seite.

C&W: Was versprechen Sie sich, wenn Frauen die Weihe zur Diakonin erlaubt würde?

Sattler: Ich erhoffe mir erst mal eine höhere Wertschätzung des diakonischen Wesens der Kirche insgesamt. Die Kirche verkündigt nicht nur das Evangelium oder feiert die Liturgie, sie handelt auch diakonisch, tut einen Dienst am Menschen. Die Tradition ist hier anders. Quellen belegen, dass Frauen früh als Diakonin tätig waren, sie haben erwachsene Frauen catechetisch in ihren Häusern unterrichtet, die dann als Erwachsene unbekleidet getauft wurden. Frauen haben lange diesen Dienst getan.

C&W: Diakonin ist die unterste Stufe eines Weiheamtes.

Sattler: Das Stufenmodell ist bei vielen im Kopf. Aber das neuteamentliche Modell sieht sie direkt dem Bischof zugeordnet. Auch die Priester sind dem Bischof zugeordnet. Im Amt des Diakons wird Christus repräsentiert in seiner Hingabe für die Armen und die Kranken. Beim Priester ist das nur ein Teil der Aufgabe, beim Diakon die Hauptaufgabe.

C&W: Was würde eine Diakonin, wenn es sie gäbe, von einer Pastoralreferentin unterscheiden?

Kohlgraf: Die Pastoralreferentin ist eine voll ausgebildete Theologin, die vom Bischof in einen Dienst gesendet wird. Sie gibt zum Beispiel Religionsunterricht, betreut die Kommunionkinder, feiert Wortgottesdienste. Die Diakone müssen zurzeit kein volles Theologiestudium haben. Die meisten kommen aus einem anderen Beruf, wollen aber das tun, was Jesus getan hat: Menschen helfen. Sie können anders als Priester verheiratet sein. Die Ehefrau des Diakons wird in die Weihe sogar einbezogen und gefragt, ob sie dieses Leben will. Wenn das Diakonat geöffnet und aufgewertet würde, ergäbe sich wahrscheinlich noch einmal eine neue Aufgabenbeschreibung. Vielleicht kommen wir in der Weltkirche auf andere Ideen für Dienste und Ämter in der Kirche. Für die bräuchte es dann womöglich auch eine Weihe.

C&W: Etwas ganz Neues?

Sattler: Oder etwas lange Vergessenes. Nehmen wir Menschen in ihrer Lebensnot, die meinen nicht mehr leben zu können, in schweren Krankheiten, in Depressionen: Für sie braucht es die Begleitung. Da könnte man an die ursprüngliche Bedeutung von Diakonie anknüpfen.

Kohlgraf: Im Neuen Testament werden Ämter genannt, die dann verschwunden sind. Das Prophetenamt zum Beispiel ist ein eigenständiger Gemeindedienst.

C&W: Was tut ein Prophet oder eine Prophetin?

Kohlgraf: Das ist jemand, der gesellschaftspolitisch aktiv ist und in die Gesellschaft hineinstrahlt. Eine Prophetin oder ein Prophet würde die kirchlichen Mauern verlassen. So jemand würde Gerechtigkeitsthemen ansprechen. Wenn ich an unsere Betriebsseelsorge denken: Die gehen dorthin, wo Not ist und nehmen auch politische Stellung.

Sattler: Eine Prophetin oder ein Prophet erinnert an Gottes Wirken – um der Zukunft willen. Gerade Ihr Dienst als Journalist ist doch ein prophetischer Dienst. Sie kennen die gesellschaftlichen Erwartungen, stellen den Bezug her, benennen Orte der Ungerechtigkeit.

C&W: Ich?

Sattler: Propheten sind Redegestalten, die die richtigen Worte finden, um aufzurütteln.

C&W: Das ist sehr freundlich, aber ich bin evangelisch. Dann müsste ich katholisch werden.

Kohlgraf: Bevor ich Sie zum Propheten weihe, müsste es erst mal dieses Weiheamt geben. Aber nicht jeder Dienst braucht die Weihe. Da gibt es eine sehr direkte Berufung durch den lieben Gott selber. Und es wäre eine prophetische Aufgabe, den Bischof zu rütteln und zu schütteln, dass der aufwacht.

C&W: Wir geben uns auch ganz journalistisch größte Mühe mit dem Rütteln.

Kohlgraf: Es gibt ja auch Fremdprophetie. Nehmen Sie die Missbrauchsaufarbeitung. Man kann immer noch Kritik üben, wir machen Fehler. Aber wir wären nicht so weit, wenn es nicht die prophetischen Stimmen von außen gegeben hätte.



»Ich halte das Schreiben von Johannes Paul II. dogmatisch nicht für letztverbindlich.«

Dorothea Sattler

C&W: Beim Katholikentag in Stuttgart habe ich einen bewegendem Gottesdienst in der Kirche St. Georg besucht. Er hieß »Brot und Rosen«. Frauen haben den Gottesdienst geleitet, sie haben gelesen und gepredigt. Auch Brot wurde herumgereicht, wenn auch kein gewandeltes. Es war keine Eucharistie, sondern ein sogenanntes Agapemahl. Dennoch hatte ich nicht den Eindruck, dass den Gläubigen im Raum so viel fehlte. Ist so ein Frauengottesdienst auch im Bistum Mainz drin?

Kohlgraf: Wir hatten neulich sogar im Dom einen Gottesdienst, den Frauen gestaltet haben. Da gab es hinterher ein Agapemahl. Wir müssen stärker

jenen Lebensstand zu wählen, den sie für gut halten, das heißt also, entweder eine Familie zu gründen ... oder das Priestertum oder den Ordensstand zu ergreifen.« War die römisch-katholische Kirche an diesem Punkt schon mal nah dran?

Kohlgraf: Johannes XXIII. hat die Frage nach der Rolle der Frau als eines der großen Zeichen der Zeit beschrieben. Trotzdem war er ein sehr traditionell denkender Mensch. Deshalb hätte ich bei ihm so meine Zweifel, ob er die heutigen Fragestellungen im Blick hatte.

Sattler: Das hatte er sicher nicht. Johannes XXIII. hat aber zu Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils viel dazu beigetragen, dass Frauen präsenter wurden. Erst die Entwicklung in der anglikanischen Kirche hat bewirkt, dass man in der römisch-katholischen Kirche darüber nachgedacht hat, ob es nicht beispielsweise Diakoninnen geben sollte. Das beginnt Ende der Sechziger-, Anfang der Siebzigerjahre. Auch die evangelischen Landeskirchen in Deutschland haben erst nach dem Zweiten Weltkrieg nach und nach Pfarrerinnen ordiniert. Seitdem ist die römisch-katholische Kirche von den reformatorischen Kirchen herausgefordert. Sie fragt sich: Sollen wir das auch tun, wenn um uns herum Kirchen Frauen ordinieren?

C&W: Im 20. Jahrhundert formierte sich die Frauenbewegung stark. Frauen bekamen das Wahlrecht, Frauen erkämpften sich den Weg in neue Berufe, Frauen wandten sich gegen die Ungleichheit.

Sattler: Deshalb hat die Glaubenskongregation 1976 unter Papst Paul VI. ein Schreiben veröffentlicht, das »Inter insigniores« heißt – »Unter den Zeichen der heutigen Zeit«. Die Veränderung der Rolle der Frau war damals deutlich spürbar. Die Argumentation geht jedoch so: Jesus habe der Frau eine besondere Bedeutung gegeben, aber habe die Frauen bewusst aus dem Kreis der zwölf Apostel ausgeschlossen. Das wird zum Gegenargument gegen die Frauenordination. Die Glaubenskongregation argumentiert so: Obwohl wir gegenwärtig merken, dass sich die Stellung der Frau verändert, müssen wir dem Willen Gottes folgen. Der wird erkennbar in der Wahl von Männern in den Zwölferkreis. Diese Linie greift Johannes Paul II. dann 1994 auf.

C&W: 1994 schreibt Johannes Paul II. in einem Schreiben an die Bischöfe seiner Kirche, die Priesterweihe sei Männern vorbehalten. Die Gläubigen hätten sich nun endgültig an diese Entscheidung zu halten. Wie kommt es dazu, dass der Papst da einen Betonsarkophag über diese Frage legt?

Kohlgraf: Sein Standpunkt war: Selbst wenn er wollte, hätte er nicht das Recht dazu, Frauen weihen zu lassen. Weil Jesus durch seine Wahl der zwölf Männer zu Aposteln eine Grundlinie des kirchlichen Amtes festgelegt habe.

C&W: Heißt endgültig endgültig?

Sattler: Darum wird gestritten. Im Grundtext des Synodalen Wegs weisen wir darauf hin, dass das Schreiben von Johannes Paul II. nicht die formale Struktur hat, die nötig wäre, um einen endgültigen Beschluss zu fassen. Er verwendet Worte, die in die Nähe gehen. Aber er beruft sich nicht mit den notwendigen Formen auf seine Autorität als Bischof von Rom. Ich halte das Schreiben von Johannes Paul II. dogmatisch nicht für letztverbindlich.

Kohlgraf: Man kann es allerdings auch anders lesen und sagen: Das ist biblisch so klar, dass es keine päpstliche Lehrdefinition braucht. Wie auch die Auferstehung nicht päpstlich definiert wurde. Aber wenn ich merke: So eindeutig ist es in der Bibel eben doch nicht, werde ich mir die Begründung noch mal anschauen müssen.

C&W: Als Bischof haben Sie auch gehorsam zu sein. Dürfen Sie auf den Beton klopfen? Oder ihn sogar sprengen?

Kohlgraf: Ich bin gehorsam. Ich setze hier keinen umstürzlerischen oder kirchenspalterischen Akt. Obwohl es diese Erwartung gibt. Ohne Zustimmung weiche ich nicht einfach Frauen.

C&W: Sonst wären Sie automatisch exkommuniziert und damit raus aus der Kirche.



»Die mangelnde Geschlechtergerechtigkeit versperrt den Weg zum Kern unserer Botschaft.«

Peter Kohlgraf

ANZEIGE

Firma Hartmann kauft:

- Hochwertige Pelzbekleidung
- Markentaschen von Hermès, Louis Vuitton, Dior, Chanel
- Kleinkunst, Bilder
- Porzellan, Bleikristall, Silberbesteck
- Gold- und Silberschmuck sowie Markenschmuck
- mechanische Armbänder- und Taschenuhren
- Münzen, auch ganze Münzsammlungen

Kontakt:
Ronny-Hartmann.de oder
 telefonisch: 0152 21 87 96 21
 Seriöse Abwicklung, Abholung vor Ort, Barzahlung.

oder Finanzen. Diese Trennung von Theologie und Management wollten wir bewusst nicht so haben. Operative Fragen sind immer mit pastoralen Fragen verknüpft. Deshalb war mir wichtig, dass Frau Rieth Theologin ist. Sie leitet auch das Zentraldezernat und hat den Blick auf das Gesamte.

C&W: Ist sie wie Bischof und Generalvikar »Ordinarius«? So heißt in einem Bistum die kirchenrechtliche Leitungsinstanz.

Kohlgraf: Ja, sie ist Teil des Ordinarius. Das wurde sehr positiv aufgenommen, für manche ist es ein Lernprozess. Sie verantwortet den Bereich der Missbrauchsaufarbeitung mit Engagement, Empathie und Entscheidungsstärke. Und dabei steht sie auch für mich. Umgekehrt habe ich voll hinter ihr zu stehen.

Sattler: Wir haben diese Linie auch immer verfolgt beim Synodalen Weg: Möglichkeiten zu stärken, Frauen in der Leitung Verantwortung zu geben, wo das jetzt schon geht. Für viele Gemeinden ist das gewöhnungsbedürftig. Wenn Frauen in der Leitung des Bistums oder auf regionaler Ebene sind, stärkt das die Argumentation insgesamt.

C&W: Der Papst lässt ein Ressort im Vatikan, das Dikasterium für Entwicklung, neuerdings von einer Frau leiten – vorher war so eine Position Klerikern vorbehalten. Was spricht eigentlich gegen eine Kardinälin?

Kohlgraf: Im Kirchenrecht ist die Erhebung zum Kardinal an die Priesterweihe gebunden.

Sattler: Die Frage kam auf, weil Kardinäle anders als Priester oder Bischof kein Weiheamt sind. Deshalb gibt es keine zwingende theologische Bindung, auch wenn das Kirchenrecht die Weihe vorsieht und den Kardinalstitel damit Männern vorbehält. Aber das Kirchenrecht kann man ändern. Nur halte ich das für eine Einzelfrage. Ich wünsche mir die volle Teil-

Kohlgraf: Das nützt niemandem. Es braucht ein Gespräch, die Offenheit. Wenn ich die Dynamik anschau nach dem Tod von Papst Benedikt, sieht man, mit welchen Widerständen auch eine Welt-synode zu kämpfen hat. Wir sehen eine bestimmte Nervosität, die wiederum zeigt: Hier ist Dynamik drin. Ich sehe keine schnelle Lösung in der Frauenfrage. Aber in der Kirche gilt auch: Sag niemals nie.

C&W: Drei der wichtigsten Kardinäle haben in dem Brief das andere Projekt des deutschen Reformprojekts untersagt, einen Synodalen Rat. Rom sagt sehr deutlich: Nie.

Kohlgraf: Kulturveränderungen machen Angst, weil sie an alten Bildern rühren. Am Ende werde ich als Bischof von Mainz mein Amt wahrnehmen, im Gehorsam. Aber Gehorsam heißt auch, Fragen stellen zu dürfen. Und mit Überraschungen zu rechnen, auch das ist eine Gehorsamshaltung.

C&W: Frau Sattler, was ist Ihre Strategie, um den Beton zu knacken?

Sattler: Meine Strategie ist es, mit der theologischen Argumentation zu überzeugen. Und zwar in hoher biblexegese und historischer Qualität, auch mit Blick auf Praxis und Erfahrung. Die Theologie hat viele Erkenntnisquellen. Ich will sie ausschöpfen.

C&W: Eine Kritik auch innerhalb des deutschen kirchlichen Reformprozesses ist: Was wollen Sie mit Ihren Argumenten? Das letzte Wort ist längst gesprochen.

Sattler: Das gab es in der Kirchengeschichte schon mehrfach. Nur hat sich gezeigt, dass eine Lehrmeinung, die sich gegen die theologische Argumentation behaupten will, sich am Ende nicht halten kann – ob das bei Religionsfreiheit war, der Evolutionslehre oder der Sklaverei. Andere kritische Stimmen wenden ein: Die theologische Argumentation braucht viel zu lange, sie wird vielleicht nicht gehört. Da würde ich sagen: Das können sich die Verantwortlichen in Rom nicht mehr leisten, in der ganzen Weltkirche nicht. Es geht einfach nicht mehr, nur zu sanktionieren oder Debatten zu beenden. Die dritte Gegenrede, die wir hören, ist: Frauen in Weiheämtern ist das falsche Thema, weil es in Christus weder Frau noch Mann gibt.

C&W: Diese Sicht kommt von Menschen, die das binäre Konzept von Mann und Frau gleich ganz ablehnen.

Sattler: Ja, das hat mich überrascht. Sie sagen: Frauen in Diensten und Ämtern ist das falsche Thema. Eure Argumentation ist von vorgestern. Wir können uns nicht mehr in der binären Sicht von Frau und Mann wiederfinden. Wir haben gesagt: Wenn eine Frau ordiniert werden kann, dann ist die Gesamtheit der Menschen gemeint.

C&W: Bevor Rom davon abgeht, dass es Mann und Frau gibt, wird erst einmal eine Päpstin gewählt, oder?

Kohlgraf: Die Zweipoligkeit der Geschlechter muss man nicht komplett aufgeben. Und man kann trotzdem akzeptieren, dass sich nicht alle Menschen darin wiederfinden.

C&W: Könnten Sie eine non-binäre Person zum Priester weihen?

Kohlgraf: Das würde im heutigen Verständnis der Christus-Repräsentanz auch nicht funktionieren.

C&W: Auf was setzen Sie beide? Wollen Sie den Beton durch langwierige Arbeit lockern? Oder erhoffen Sie sich ein Mauerfall-Moment, eine Dynamik, die niemand vorhergesehen hat?

Sattler: Ich setze auf beides: stetige Veränderung durch wachsende Teilhabe von Frauen an allen Aufgaben in der Kirche. Aber auch Kulminationspunkte wie die Weltbischofssynode sind wichtig. Es kommt auch auf Personen an. Ich nehme auch die offenen Fragen rund um die Neubesetzung des Amts des Präfekten der Glaubenskongregation wahr. Es ist noch nicht klar, was das wird. Aber ich könnte mir dort Menschen vorstellen, die Prozesse begleiten möchten.

Kohlgraf: Auch in Rom hängt es an Personen, ja klar. Natürlich ist die Rolle des Präfekten der Glaubenskongregation eine andere als die einer Theologieprofessorin. Und ich finde es auch nicht schlimm, dass Rom Position bezieht. Aber ich möchte auch sagen, dass Kurie nicht gleich Kurie ist. Ich habe in Rom gesagt: Wir bleiben selbstverständlich katholisch in Deutschland. Ein Kardinal hat mich zur Seite genommen und gesagt: Geht euren Weg, macht das. Wir sind nicht nur Beton und Zement begegnet.

C&W: Es könnte dennoch sein, dass Sie viel Arbeit in den Prozess stecken und am Ende sagt der Papst: Sorry, Leute, das läuft einfach nicht. Warum lassen Sie sich auf den Synodalen Weg überhaupt ein, Frau Sattler, und erheben nicht lieber von außen Forderungen wie die Bewegung Maria 2.0?

Sattler: Weil ich keine Spaltung der römisch-katholischen Kirche will, sondern zu einem Ergebnis kommen möchte, das die Chance hat, gehört zu werden.

C&W: Rechnen Sie mit einem Mauerfall-Moment, Herr Kohlgraf?

Kohlgraf: Das Bild vom Mauerfall gefällt mir insofern nicht, weil wir in der Kirche nicht in einer Diktatur leben.

C&W: Immerhin ist es ein autoritäres System.

Kohlgraf: Danke, das Sie trotzdem mit mir gesprochen haben. (lacht) Ich erlebe nicht, dass ich als Bischof permanent als Diktator gesehen werde. Menschen sagen ihre Meinung. Priester werden nicht abgemahnt, wenn sie kritisch sind. Und auch mein Gehorsam heißt nicht, nur Sätze nachzubeten. Die Reden der beiden Kardinäle nach unserem Besuch in Rom waren ja nachzulesen. Wenn es dort heißt, alles zu Sexualität findet ihr im Katechismus, da frage ich mich, warum wir überhaupt noch Theologie studieren müssen. Theologie hat einen wissenschaftlichen Anspruch und lebt vom akademischen Disput. Und ist nicht ein Auswendiglernen von Sätzen.

C&W: Immerhin ist es ein autoritäres System.

Kohlgraf: Danke, das Sie trotzdem mit mir gesprochen haben. (lacht) Ich erlebe nicht, dass ich als Bischof permanent als Diktator gesehen werde. Menschen sagen ihre Meinung. Priester werden nicht abgemahnt, wenn sie kritisch sind. Und auch mein Gehorsam heißt nicht, nur Sätze nachzubeten. Die Reden der beiden Kardinäle nach unserem Besuch in Rom waren ja nachzulesen. Wenn es dort heißt, alles zu Sexualität findet ihr im Katechismus, da frage ich mich, warum wir überhaupt noch Theologie studieren müssen. Theologie hat einen wissenschaftlichen Anspruch und lebt vom akademischen Disput. Und ist nicht ein Auswendiglernen von Sätzen.

C&W: Immerhin ist es ein autoritäres System.

Kohlgraf: Danke, das Sie trotzdem mit mir gesprochen haben. (lacht) Ich erlebe nicht, dass ich als Bischof permanent als Diktator gesehen werde. Menschen sagen ihre Meinung. Priester werden nicht abgemahnt, wenn sie kritisch sind. Und auch mein Gehorsam heißt nicht, nur Sätze nachzubeten. Die Reden der beiden Kardinäle nach unserem Besuch in Rom waren ja nachzulesen. Wenn es dort heißt, alles zu Sexualität findet ihr im Katechismus, da frage ich mich, warum wir überhaupt noch Theologie studieren müssen. Theologie hat einen wissenschaftlichen Anspruch und lebt vom akademischen Disput. Und ist nicht ein Auswendiglernen von Sätzen.

C&W: Immerhin ist es ein autoritäres System.

Kohlgraf: Danke, das Sie trotzdem mit mir gesprochen haben. (lacht) Ich erlebe nicht, dass ich als Bischof permanent als Diktator gesehen werde. Menschen sagen ihre Meinung. Priester werden nicht abgemahnt, wenn sie kritisch sind. Und auch mein Gehorsam heißt nicht, nur Sätze nachzubeten. Die Reden der beiden Kardinäle nach unserem Besuch in Rom waren ja nachzulesen. Wenn es dort heißt, alles zu Sexualität findet ihr im Katechismus, da frage ich mich, warum wir überhaupt noch Theologie studieren müssen. Theologie hat einen wissenschaftlichen Anspruch und lebt vom akademischen Disput. Und ist nicht ein Auswendiglernen von Sätzen.

Op die Freiheit!

Donnerstag, elf Uhr elf, Alter Markt – von da an umarmt sich Köln im Karneval. Mädcher, Junge und d'r Herrjott sind unterwegs. Eine Liebeserklärung zum 200. Jubiläum VON CHRISTINA RIETZ



Der König, das Zebra und Superman: Die kölsche Mentalität ist etwas anders gelagert als die durchschnittlich bundesrepublikanische.

Niemand trinkt gern morgens um halb elf Kölsch. Es muss aber sein. Wir Narren haben da eine Pflicht. Die Pflicht zum Exzess. Die Pflicht zum Regelverstoß. In anderen, in geliebten Identitäten. »Wir machen das seit zweitausend Jahren«, singt der Kölner in seinem Hang zu Übertreibung, Selbstüberschätzung und Feierwut. Ganz so lange gibt es den Karneval noch nicht, aber er ist, allen Ordnungsversuchen verschiedenster weltlicher und geistlicher Autoritäten zum Trotz, eines immer geblieben: Anarchie. Oft gegen den guten Anstand, gegen die eigene Gesundheit und, ja, die sonst üblichen Sitten.

Karneval ist sittenwidrig. Das kann ganz angenehm sein. Man muss es aber als Prämisse akzeptieren, sonst wird man im Karneval nicht glücklich und findet ihn sinnlos, eklig oder lächerlich. »Entschuldigen Sie, dürfte ich vielleicht« ist als Phrase im Karneval unbekannt. Friedrich Nietzsche war sicher kein Karnevalist, aber er hat dem Karneval mal unfreiwillig ein immerwährendes Motto verliehen: Nichts ist wahr und alles ist erlaubt.

Man wird angefasst. Man wird gebüzt. Man wird geschunkelt. Das ist nicht die Ausnahme, das ist üblich. Der Karneval ist nicht *woke*, er wird es nie sein. Das bedeutet überhaupt nicht, dass ein Nein nicht Nein hieße. Ein Nein heißt Nein. Wer aber eine Kneipe in Köln zu Karneval betritt, der erklärt sich dabei grundsätzlich einverstanden damit, dass die anderen ihm oder ihr nahe kommen können. Das ist oft gar nicht anzüglich gemeint, das ist von Respekt getragen, so sind die Gepflogenheiten. Sie gelten auch für jeden gleichermaßen. Darin ist Karneval egalitär. Stand, Klasse, Geschlecht, Alter und andere Kategorien bürgerlichen Denkens sind obsolet. Sind stummgeschaltet. Der Sinn des Karnevals liegt in der großen verschworenen Gemeinschaft, zu der ganz Köln jedes Jahr für eine knappe Woche wird. Für Außenstehende ist das womöglich schwer zu verstehen, doch wer es versucht, den werden die Rheinländer ewig lieben.

Die kölsche Mentalität ist etwas anders gelagert als die durchschnittlich bundesrepublikanische, eine Geschichte möge das für Nichtrheinländer illustrieren: Vor einigen Wochen gab es einen kleinen Skandal in Kölle, bloß unter umgekehrten Vorzeichen. Ein Hotel am Friesenplatz hatte auf ein Schild den Titel eines Karnevalsliedes geschrieben: »Bloutwoosch, Kölsch un e lecker Mädche!« Eine (man munkelt zugezogene) Anwohnerin beklagte sich in einer Mail an den Hotelier, dass diese Formulierung sexistisch und diskriminierend sei. Werden in dem Vers nicht Frauen mit Würstchen und Bier gleichgesetzt? Die Kölnerinnen – wer sie kennt, den kann es nicht überraschen – regten sich darüber auf. Nicht über die Liedzeile, sondern über die Briefeschreiberin. Wir sind doch lecker Mädcher! Mir sin kölsche Mädcher, hann Spetzebötzer an! Wir wollen das so! Um es mit einem Modebegriff zu sagen: Das ist *female empowerment* kölscher Art. Große Klappe seit 1823 e.V. Laut einer Umfrage der Zeitung »Express« waren 96 Prozent der weiblichen Befragten für das Karnevalslied und wollten es weiterhin singen. Angeblich hat der Hotelier das Schild zwar abgeschraubt, aber auf ein neues einen anderen Songtitel geschrieben: »Poppe, kaate, danze«. Was so viel heißt wie Tanzen, Kartenspielen und – ja.

Es ist möglich, dass man mit dem Karneval rheinischer Prägung aufgewachsen sein muss, um ihn bedingungslos lieben zu können. Menschen

lieben ihn oder hassen ihn, dazwischen gibt es nichts. Das hat Gründe. Zurück zum Kölsch um halb elf. Wer in Köln am Weiberdonnerstagmorgen erwacht, überspringt das Frühstück und kleidet sich in das sorgfältig vorbereitete Kostüm. Das dauert. Um elf Uhr elf muss man am Alter Markt sein, dem Epizentrum des Karnevals in der engen Altstadt nahe dem Rheinufer. Dort treten Bands auf, dort sind die Massen. Die Toilettenlage ist immer schwierig. War man sonst ein Büromensch? Trug man normalerweise im Alltag eine Uniform, eine Schürze, einen Arztkittel, einen Habit, einen Anzug? Fott domit, weg damit! Und verkleidet rein in die Straßenbahn, wenn man da noch reinkommt und sie überhaupt noch fährt, was im Tagesverlauf verunmöglicht werden wird durch feiernde Jecken auf den Straßen. Der Karneval findet in Köln nicht nur an einem Ort statt, sondern in jeder Kneipe, jedem Kiosk, auf jedem öffentlichen Platz. Nüchtern geht es fast gar nicht, das merkt man gleich. Deshalb auch schnell das erste Kölsch. Prost. Man fällt in der Altstadt aus der Bahn, man sucht seine Freunde. Alaaaf, alaaaf! Hätte man nicht doch das Bärchenkostüm wählen sollen, dann wäre einem jetzt nicht so kalt? Es dauert, bis man in Schwung kommt. Frohsinn auf Kommando ist gar nicht so leicht herzustellen. Doch schon bald erklingen die Lieder, die man so geliebt, die man so vermisst.

Sie sind völlig unterkomplex. Man weiß das. Das macht es Fremden einfach, reinzukommen. Jawohl, Hamburger und Berliner haben schon in Rekordzeit fünf bis zehn Karnevalslieder an einem Abend gelernt. Ein Kölner kennt sicher 100 bis 200 solcher Lieder auswendig. Oder sogar mehr. Es liegen Schätze in diesen Liedern. »Häs de ens met uns jesunge, met all dä Mädcher un dä Junge, wees de immer widerkumme.« »Ich bin Grieche, Türke, Jude, Moslem un Buddhist, mir all, mir sin nur Minsche, vür'm Herrjott simmer gleich.« Wir sind alle nur Menschen, vorm Herrjott sind wir gleich. Der kommt überhaupt oft vor, der ewige Vater: »Wenn wir Kölner singen, singt selbst der Herrgott mit – und mit dem Teufel um die Wette«. Met däm Düvel öm de Wette. Es gibt auch einen fast philosophischen, weisen und lebensklugen gesungenen Trinkspruch: »Auf die Liebe und das Leben, auf die Freiheit und den Tod!«

Nach einiger Zeit wird zum ersten Mal an diesem Donnerstag »Du ... (bes die Stadt)« von den Bläck Fööss, den kölschen Sangesjuwelen, erklingen. Die Menschen werden weinen. Wa-

rum weinen sie? Weil sie Köln lieben und diese Liebe jetzt besungen wird. Es ist eine emotionale Ansteckung, die den ganzen Alter Markt, Heumarkt, Neumarkt, ganze Stadten erfassen kann. Ich musste immer dann besonders weinen, wenn ich gerade nicht in Köln wohnte und Karneval nur vorübergehend dort war. Karneval ist die Einheit von Ort und Zeit, die Einheit von Wollen und Sein.

Du bes die Stadt am Rhing, däm jraue Strom
Du bes verlieb' en dinge staate Dom
Du bes en Jungfrau un en ahle Möhn
Du bes uns Mamm und du bleivs iwich schön

Du bist verliebt in deinen stattlichen Dom. Du bleibst ewig schön, das ist wahr und gleichzeitig eine Lüge. Köln ist keine schöne Stadt. Seit dem Spätmittelalter nicht mehr. Das ist aber egal, Liebe macht ohnehin blind und wer die im Strahl kotzenden Alkoholopfer des Tages weggetragen kann, dem macht der Ebertplatz auch nichts mehr aus.

Die Identifikation mit der Stadt geschieht, während man davon singt, das macht den Augenblick so stark. Es kommen Form und Inhalt über eins. Das ist sinnstiftend. Lokalpatriotismus ist ein zu lateinisches, zu trockenes und nüchternes Wort für dieses Phänomen. Es ist zu deskriptiv. Karneval ist der Moment, der ganz Gefühl zu werden vermag. Im Karneval identifiziert man sich mit einigen wahren und zutiefst menschlichen Prinzipien, darunter »mir stonn zesamme«, wir stehen zusammen, oder das so kölnische Gebot der größten Toleranz: Jeder Jeck ist anders. Man hört diesen Satz oft, wenn ein Kölner einen anderen nicht versteht oder in einer Sache unterschiedlicher Meinung ist. Dann wird mit den Schultern gezuckt, was will man machen, jeder Jeck ist halt anders!

So ist der Straßenkarneval. Er besteht aus Liebe und Gesetzlosigkeit – und halt aus deren Folgen. Vor 200 Jahren hatte man davon (mal wieder) genug. Das aufstrebende Bürgertum versuchte, die eigentlich unkontrollierbaren Feierlichkeiten vor

Beginn der Fastenzeit zu institutionalisieren und zu zähmen. Das Festkomitee Kölner Karneval wurde gegründet, es feiert in diesem Jahr Jubiläum. Ab 1823 entstanden die großen Karnevalsgesellschaften, die feierlichen Sitzungen und der Rosenmontagszug, bei dem heutzutage rund 300 Tonnen Kamelle geworfen werden. Diese Traditionen kennt auch der nichtkölsche Fernsehzuschauer. Bis heute bestehen die alten Traditionskorps des Kölner Karnevals, vom Tanzmariechen abgesehen, nur aus Männern in engen Hosen. Die eleganten Uniformen trug man früher angeblich in satirischer Absicht, um den preußischen – das Rheinland war 1815 an Preußen gegangen – Militarismus zu parodieren. Wer allerdings je die orange gewandete Nipesser Bürgerwehr, also known as Appelsinenfunken, am Karnevalsdonnerstagmorgen die Neusser Straße hat runtermarschieren sehen, der weiß, dass die Parodie längst Geschichte ist und die Herrschaften ihre Offiziersränge doch sehr ernst nehmen. Auch der herrliche Aufnahmechwur der elitären Roten Funken, in dem der

großen Eindruck machen, führe nächstes Jahr eine Frau in Männerkleidern auf dem letzten Wagen im Rosenmontagszug.

Der kölsche Frohsinn hat einen großen Nachteil. Man vermisst ihn schrecklich, wenn man exiliert ist. Dann schreibt man sehnsüchtige Texte und erinnert sich an längst vergangene Sessions. Wie wir einmal als Kartenspiel gegangen sind! Wie wir einmal an Weiberdonnerstag eine Klausur geschrieben haben, der ganze Raum kostümiert! Wie wir in derselben Klausur den Satz »Peter küsst Marie im Brauhaus« syntaktisch analysieren sollten! Wie wir ab zirka 2008 in unser Lieblingsbrauhaus immer durchs Fenster eingestiegen sind, um die Schlange zu umgehen! Wie sich M. auf dem Alter Markt den Knöchel beim Schunkeln brach! Wie ich, nach zwölf Stunden Feiern, in der Linie 15 Richtung Chorweiler stand und die ganze Bahn »Guten Abend, gut' Nacht, mit Rosen bedacht« sang, um ein schreiendes Baby zu beruhigen! Wie ich, in Zivil aus Hamburg kommend, schon am Hauptbahnhof als »Tourist« beschimpft wurde!

Rut un Wiess, Rot und Weiß, das heißt lebenslänglich. Das brennt sich so in die eigene Identität ein, dass man den Karneval als verdammte heilige Pflicht begreift, auch wenn man auswärts wohnt. Selbst im schwarz-weißen Herzen Preußens, in Berlin, ist das so. Dort existiert zu Karneval eine kleine Parallelwelt. Ein Narrenschiff. Das Gaffelbrauhaus. Dort treffen sich die Hauptstadtrheinländer. Es ist alles so original, man kann es gar nicht glauben. Die Schlangen sind immer lang, aber man kann die Türsteher mit Charme bestechen. In Berlin! Mit Charme! Die Mitglieder der Schlange erklären frierend natürlich stets, dass die Musik drin eigentlich gar nicht gut sei, dass man dieses neumodische Zeug echt nicht mitsingen werde. Plötzlich lernt man aber noch in der Schlange Norbert aus Kevelaer kennen und tanzt einen Walzer. Auf der Dorotheenstraße! Vor dem Maritim liegen Bärchen und kotzen. Drinnen klebt der Boden. Drinnen ist so zu heiß, wie es draußen zu kalt ist.

In den Armen fremder Menschen – grölen wir die FC-Hymne – obwohl wir den FC nicht mögen – nie gemocht haben.

Es geht ja um etwas Höheres hier. Sibbe Daach lang soll d'r Minsch fiere! Hät dä Düvel schon immer jesaat. Wir alle sind Köln, auch wenn wir nicht in Köln sind.

Aber das Leben bekommt er nicht



Foto: Lohfink/Plampicture

Fragil wie eine Seifenblase: Wenn Krebs diagnostiziert wurde, sind alle verletzlich.

Nach einer Krebsdiagnose bangt die Familie. Geht er weg, kommt er wieder? Eine Angehörige berichtet, wie sie lernte, damit umzugehen

VON SARAH LORENZ

Krebs interessiert sich nicht dafür, ob du schwanger bist, gerade ein Haus gebaut hast, an einer schweren Depression leidest. Krebs kommt, geht hoffentlich wieder, aber bleibt auch manchmal und nimmt sehr vieles mit. Nicht immer gleich den ganzen Menschen, aber die Sicherheit, ohne die das Leben noch viel schwerer zu ertragen ist.

Dieser Text soll sich um dieses Leben drehen. Um das Leben mit der Angst, das Leben mit dem Wissen, dass alles jederzeit ein-sturzbereit ist. Aber auch darum, was dem Krebs entgegengesetzt werden kann. An den okayen Tagen. Und an den finsternen.

Als die Diagnose meines Mannes kam, bin ich im Sprechzimmer des Arztes im Kreis herumgelaufen, als könnte ich vor der Angst wegrennen. Als mein Mann operiert wurde und es Komplikationen gab, umrundete ich mit 20.000 Schritten etliche Male das Krankenhaus. Das Laufen half in diesen akuten Fällen. Aber seit fünf Jahren ununterbrochen laufen, das kann ich nicht. Will ich auch gar nicht, ich bin 38 und will leben. Die 10.000 empfohlenen Schritte am Tag, die laufe ich schon, aber nicht aus Angst.

Eine Krebsdiagnose ist traumatisch – für die Betroffenen und oftmals auch für die Angehörigen. Der Verlust des Lebens oder der Verlust eines geliebten Menschen ist plötzlich kein abstrakter Gedanke mehr, kein Irgendwann, sondern wird konkret zu einem Vielleicht-Bald. Krebs konfrontiert mit der eigenen Endlichkeit, das theoretische Wissen darum wird plötzlich Realität. In Filmen und Büchern läuft Krebs meist wie folgt ab: Diagnose – Leiden – Tod. Und ja, so kann es gehen. Doch wenn das Leiden durch Leben ersetzt wird, sieht diese Trias ganz anders aus. Diagnose – Leben – Tod oder Heilung (eine nicht so häufige Option in Filmen).

Mein Mann hat drei Monate nach unserer Hochzeit die Diagnose eines CUP-Syndroms erhalten. Klingt erst mal wie zwanghaftes Tassensammeln, ist aber eine tödliche Krankheit. CUP steht nicht für Becher, sondern für Cancer of Unknown Primary, der Primärtumor ist unbekannt. Lediglich die Tochtergeschwülste, Metastasen genannt, sind auffindbar. Deren Analyse lässt zwar einen Rückschluss darauf zu, wo sich der unbekannte Herd verbergen könnte, aber das bleiben Vermutungen. Wenn man nicht weiß, wo der Verursacher sitzt, ja dann kann man den auch nicht entfernen und sich nur der sichtbaren Auswüchse annehmen. Das bedeutet: Eine Heilung ist unmöglich.

Krebs bringt auch Wut mit sich und Neid. Neid auf die, die nicht mit dieser Angst leben müssen. Neid auf die, die sagen: »Es wird alles gut.« Sie dürfen noch naiv sein, müssen noch nicht mit dieser Bedrohung leben. Dabei, das bringt der Krebs einem bei, wird nie wieder alles gut. Denn wenn der Krebs ein-

mal eingeschlagen hat, dann hinterlässt er etwas. Manchmal bin ich so wütend und neidisch. Warum er? Warum wir? Diese ganzen Fragen, die mir und niemandem je beantwortet werden. Meistens aber bin ich dankbar. Laut Deutscher Krebsgesellschaft leben nach einem Jahr nur noch circa 25 bis 40 Prozent der Patienten. Die Diagnose meines Mannes kam im Dezember 2017, ich schreibe diesen Text im Januar 2023. Mein Mann lebt, und das gut, und das im sechsten Jahr. Die Fünf-Jahres-Überlebensprognose habe ich mir gar nicht erst angesehen.

Auf Instagram habe ich die Menschen gefragt, welche Fragen sie Krebskranken und/oder ihren Angehörigen gerne stellen würden. Und eine Frage lautete: »Wie hat man da nicht ständig Angst?« Das wäre exakt die Frage, die ich gestellt hätte vor sechs Jahren. Es war die Frage, die auftauchte, nachdem die Diagnose gekommen war, und jetzt ist es die Frage, die ich beantworten kann. Wenn alles so groß erscheint, dass es mich zu erschlagen droht, finde ich Trost und Beruhigung im Kleinen. Das Leben ist ja eine Aneinanderreihung von kleinen Alltagslichkeiten, unterbrochen von Höhe- und Tiefpunkten. Zähne putzen, Haare waschen, Wäsche waschen, Geschirr spülen, saugen, Blumen gießen. Das sind einige der Elemente, aus denen das Leben, das wir so unbedingt be- und erhalten wollen, besteht. Und das sind auch die Elemente, die mir Halt geben, wenn die Angst mal wieder stark ist und ich vermeintlich schwach. Statt in Einzelteile zu zerfallen (wie ich es erwartet hätte), halten mich die Einzelteile zusammen.

Die ersten zwei Wochen nach der Diagnose meines Mannes habe ich im Bett verbracht. Bin nur aufgestanden, um ihm Wärmflaschen zu machen, Schmerzmittel zu kaufen und ihn zu Arztterminen zu begleiten. Dann habe ich mich wieder hingelegt. Gelesen. Mit Freundinnen geschrieben. Versucht zu schlafen. Gegoogelt. Nach zwei Wochen bin ich wieder arbeiten gegangen. Der Buchladen, in dem ich zu der Zeit arbeitete, musste um halb zehn aufgeschlossen werden. Das war vorgegeben, das konnte ich schaffen. Ich wurde Schwimmclubmitglied, zwischen halb sieben und neun Uhr, zweimal die Woche, zog ich dort meine Bahnen. Die Zeiten wieder vorgegeben, sehr gut. Ich baute mir meinen Alltag wieder zusammen. Struktur hat mir schon immer geholfen, warum dann nicht auch jetzt, in der bisher schwersten Zeit meines Lebens? Bis heute beruhigen mich besonders klare, immer gleiche, sich täglich wiederholende Abläufe. Mein Tag muss auf eine bestimmte Art beginnen, Krebs hin oder her. Mein Tag muss auf eine bestimmte Art enden, Krebs hin oder her.

Eine aufgeräumte Küche, ein frisch bezogenes Bett, das kann ich beeinflussen. Ein Untersuchungsergebnis nicht. Aber über das Leben zwischen den Ergebnissen und Behandlungen habe

ich die Kontrolle. To-do-Listen, Einkaufspläne, Essenspläne, Dienstpläne, da finde ich Sicherheit, das kann ich planen. Welch Erleichterung und auch welch Glück, planen zu dürfen. Noch.

Nun gibt es aber auch Tage, an denen die Angst übermächtig ist. Alle drei Monate ist das so. Denn alle drei Monate wird der Körper meines Mannes von innen fotografiert. So erkläre ich mir das. Konkret werden seine Lunge, sein Oberkörper und sein Hals gescannt. Es wird geguckt, ob die Immuntherapie den Krebs noch in Schach hält oder ob er wieder eine Möglichkeit gefunden hat, sich durchzusetzen. Vor diesen Untersuchungen habe ich Angst, manchmal sehr große, mich überwältigende Angst. Diese Angst hat sogar einen Namen: Scanzixty.

Es war erleichternd, einen Begriff dafür zu bekommen, irgendetwas validiert er meine Angst. Eine Angst, die ich an manchen Tagen nur mit Beruhigungsmitteln in den Griff bekomme, die mir meine Ärztin verschreibt. Dann versuche ich viel zu schlafen, durchsuche die Mediatheken nach leichten Familienfilmen, die mir das Gefühl vermitteln, dass so schlimm alles nicht ist, aber bei Hansens ist die Milch alle. Manchmal weine ich und der Neid ist wieder da und auch die Wut, weil der Scheißkrebs so viel kaputt gemacht und mir so viel genommen hat von meiner Unbeschwertheit. Weil mein Mann nicht mehr husten kann, ohne dass ich in Panik verfälle, weil ich jedes laute Atmen als Symptom betrachte. Weil mir immer erst eine bedrohliche Erklärung einfällt und eine harmlose mir kaum denkbar scheint. Und weil ich jung bin und das so nicht sein sollte.

Bevor der Krebs kam, dachte ich, nein, war ich sicher, dass ein Alltag nicht mehr möglich sein kann mit dem Wissen um diese Krankheit. Ich finde es fatal, zu sagen, durch den Krebs bekäme das Leben eine tiefere Ebene, es werde erst wirklich geschätzt. Weil auch mit Krebs regt die kaputte Waschmaschine auf, ist ein Wasserrohrbruch eine kleine Katastrophe und gestritten – ganz ehrlich – wird auch nicht weniger. Aber vielleicht ist das genau richtig, dem Krebs sei kein tieferer Sinn gegönnt, diesem Unhold, der so viel Leid, Verlust, Schmerz, Trauer, Unsicherheit und Angst in die Leben wirft. Eine Frage auf Instagram war genau die danach, ob die Krankheit immer präsent sei oder man sich auch ausruhen und abschalten könne. Endlich mal gute Nachrichten: Klar geht das!

Niemand weiß, wann es zu Ende geht – so ist das ja leider oder auch nicht leider. Das ist jetzt keine große Weisheit. Aber es tröstet, sich nicht nur als Opfer einer Gemeinheit des Schicksals, Gottes oder entarteter Zellen zu fühlen. Stattdessen führt es vor Augen: Ob Krebs oder nicht, keiner weiß, wann das Leben zu Ende geht. Onkologinnen mögen die Frage »Wie lange

noch?« nicht sehr gerne. Sie haben keine Zauberkegel, sie haben nur Statistiken, dem jetzigen Stand der Medizin entsprechend. Und in der Krebsforschung ist so viel los, das macht Mut. Krebs soll, wie Diabetes, in eine chronische Krankheit transformiert werden. Ausmerzen wird man den Krebs wohl niemals können, wir bestehen ja nun mal aus Zellen, aber ihn weniger gefährlich machen, das ist der Plan. Und weil fast jeder zweite Mensch in Deutschland im Laufe seines Lebens mit dieser Diagnose konfrontiert wird, ist das doch wirklich eine gute Aussicht.

Die Band Element of Crime singt: »Ich will dein fester Boden sein, auch wenn ich selber schwanke« und in diesem Satz steckt für mich alles, was über Freundschaft gesagt werden muss. Okay, zumindest vieles. Und Freundschaft, Mitgefühl und Liebe sind die Faktoren, die durch alles tragen. Auch bei Krebs. Das ist ein wahnsinniger, kaum zu begreifender Kontrast – einerseits diese riesige Verzweiflung, diese alles verschlingende Angst; und andererseits das Gefühl, in eine warme Decke gehüllt zu werden, die immer wieder zurechtgezogen wird, damit man ja nicht friert.

Meine Freundinnen zum Beispiel, diese großartigen Menschen. Eine meinte: »Wenn ES passiert, dann kannst du natürlich erst mal bei uns wohnen.« Eine kam morgens mit dem Flixbus angefahren, nahm mich in die Arme, kochte uns Nudeln mit Brokkoli, nahm mich wieder in die Arme und fuhr abends mit dem Flixbus zurück in ihre Stadt. Eine meinte: »Ich komme.« Die andere fragte: »Soll ich kommen, ich bin sofort da?« Mehrere liefen die 20.000 Schritte mit mir ums Krankenhaus. Andere brachten uns zwei Wochen lang täglich frisch gekochtes Essen. Ich wusste, sollte ES passieren, sie fangen mich auf. Sie sprachen mir Mut zu, den sie vielleicht selbst nicht immer hatten. Denn wenn sie gegoogelt hätten, woher hätten sie dann Zuversicht nehmen sollen, bei der Prognose? All die kleinen Hilfen zusammen sind eine warme Decke.

15 bis 20 Prozent der Einbruchopfer leiden laut Weißem Ring langfristig unter Ängsten und psychosomatischen Störungen. Ein Einbruch erschüttert das Grundvertrauen – in die eigene Wohnung, den Ort des Rückzugs und der Sicherheit, wurde eingedrungen. Krebs macht etwas Ähnliches, er bricht in den Körper ein und hinterlässt eine Verwüstung, ein Schwanken. Es sind viele Haltegriffe nötig, um geradeaus zu gehen, besonders zu Beginn. Aber auch danach, auch wenn der Krebs geheilt werden konnte – das Schwanken bleibt. Wie bei einer Behelfsbrücke aus Pontons, unter der nicht immer starker Wellengang herrscht: So wie an Land wird es nicht wieder. Das klingt erst mal sehr traurig und das ist es ja auch, diese Krankheit ist scheiße, so! Aber der Krebs bekommt nicht das Leben. Das wissen wir zu verhindern. Solange wir es leben.

Krebs bricht in den Körper ein und hinterlässt eine Verwüstung.

Bis heute beruhigen mich besonders klare, sich täglich wiederholende, immer gleiche Abläufe.

ANZEIGE

ZEIT  EDITION

Auf zu neuen Horizonten, Herr Wondrak!

Neue, limitierte Druckgrafik – mit opulentem Bildband von Janoschs Wondrak-Kolumnen aus dem ZEITmagazin

Jetzt exklusiv im ZEIT Shop für 129,- €* bestellen:

shop.zeit.de/wondrak ☎ 040/3280-101

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Nur solange der Vorrat reicht. | Bestell-Nr. 43491
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg



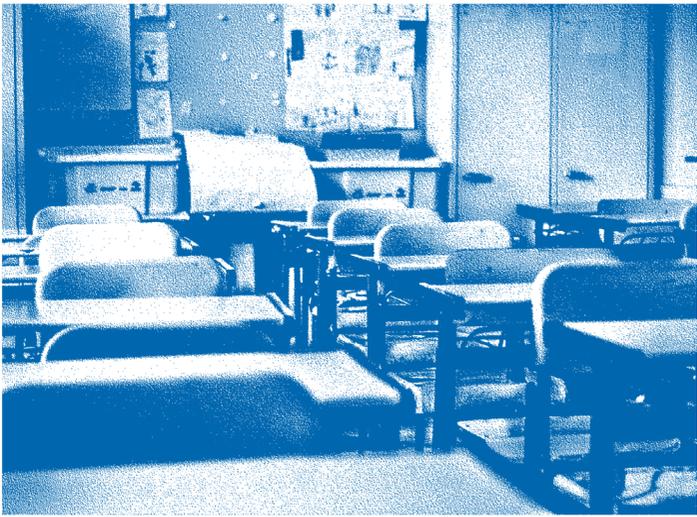
Halbleinband im Schmuckschuber, 384 Seiten, 23 x 23 cm



Neue Druckgrafik

Streng limitiert – nur 999 Exemplare

Druckgrafik, limitiert auf 999 Exemplare, ungerahmt, 28 x 20 cm, handnummeriert



Fotos: Felipe Scharrell/Utopian, Julia Haack

Leere Stühle, leere Gefühle: Was von der Schulzeit bleibt.

Horror Klassentreffen

Alten Mitschülern nach rund 45 Jahren zu begegnen, ist eine Herausforderung. Streber und Sitzenbleiber treibt die Frage um: Wann gilt ein Leben als gelungen? VON ANDREAS ÖHLER

Wenn sich bei mir – was Gott sei Dank selten genug geschah –, am Telefon eine Stimme meldete, die vorgab, einem früheren Mitschüler zu gehören, fragte ich wie ein Weinändler: »Welcher Jahrgang?« Namen und Gesichter, alles war für mich nicht mehr so einfach zuzuordnen. In welcher Schule soll das überhaupt gewesen sein? Auch da gab es Veränderungen in meiner Laufbahn. Als notorischer Sitzenbleiber war ich nur in einem konstant: Ich habe es immerhin geschafft, erst mit der ältesten, dann mit der mittleren und schließlich mit der jüngsten von drei Schwestern in eine Klasse zu gehen.

Ansonsten kamen mir die anderen vor wie Durchreisende. Lohnte es sich überhaupt, ihre Namen zu behalten, wo sie mir doch mit dem nächsten Schuljahr womöglich wieder davonzogen? Wiederholer zu sein ist eine Demütigung. Aber Demut kann man sich in dieser Rolle nicht leisten. Der Dummkopf der Klasse kaprizierte sich daher als unverstandener Intellektueller. Aus meiner Verzweiflung machte ich ein existenzialistisches Denkproblem, um das es sich zu grübeln lohnt. Vollmundig zitierte ich Passagen wie die des dänischen Philosophen Søren Kierkegaard: »Die Hoffnung ist ein reizendes Mädchen, das unseren Händen entflieht. Die Erinnerung ist eine schöne alte Frau, mit der einem jedoch im Augenblick nie gedient ist. Die Wiederholung ist eine geliebte Gattin, deren man nie müde wird. Denn es ist nur das Neue, dessen man überdrüssig wird, nie das Alte.«

Trotz der Philosophiererei wurde mir nicht allzu viel Respekt entgegengebracht. Da halfen auch keine so blumigen Umschreibungen wie »eine Ehrenrunde drehen«, um die Schande zu mindern. Lediglich mein alter Lateinlehrer wahrte mir gegenüber noch einen gewissen Anstand, wenn er mich vornehm als »Herr Reperent« ansprach. Allerdings nicht ohne die ironische Bemerkung: »Damit bei Ihnen wenigstens eine lateinische Vokabel haften bleibt.« Das Wort »Reperent« gefiel mir, es klang für mich nach einer ordentlichen Mischung aus renitent und Referent.

Warum sollte ich nach all diesem Tohuwabo in meinem Schülerleben, das schließlich im Internet dann doch noch ein glimpfliches Ende fand, einem Klassentreffen beiwohnen? Wer will denn eine solche Avenue der Peinlichkeiten ein weiteres Mal auf und ab flanieren? Letzten Herbst aber geschah es doch. Ich reiste in meine alte Hohenloher Heimatstadt; eigentlich, um an der Taufe in der Familie meiner Schwester teilzunehmen. Sie fand am Rande eines Stadtfestes statt. Vor dem ersten Hotel am Platz stieß ich ganz unvermutet auf eine Gruppe früherer Mitschüler, die es zum Ritual erhoben haben, sich an Volksfesten zu treffen. Ich wusste davon nicht. Und wenn, wäre ich nicht hingegangen. Meine bisherigen Erfahrungen mit solchen Events wa-

ren abschreckend. Und nach 50 Jahren wird alles noch komplizierter. Wie soll ich etwa die Frage beantworten: »Und was ist aus dir geworden?« Ich wüsste gar nicht, wo ich anfangen soll.

Wer gern Romane liest, weiß, dass sich dasselbe Leben sowohl als eine Verkettung tragischer Umstände erzählen lässt wie auch als einziger Glückstrip. Woran bemisst sich also ein gelungenes Leben? Welche Dokumente sollen belegen, dass man was erreicht hat? Ich bin ein gebranntes Kind: Bei einem Abi-Treffen vor 20 Jahren hätte mir ein ehemaliger Mitschüler auch gerne seine Gehaltsabrechnung unter die Nase gehalten, aber ich winkte ab. »Mein Haus, mein Auto, mein Boot, meine Reisen« – so ging es in einem fort. Als ich ihn nach seinem Familienstand fragte, wurde er plötzlich schmallippig und drückte sich zu den Getränken.

Als versierter Leistungsunterbieter wollte ich mich nie einer Leistungsschau unterziehen. Ich hätte schon zu Schulzeiten darauf wetten können, wer später solche Treffen organisiert. Jochen, der immer beflissen den Arm hochstreckte und entweder beim Vermessungsamt oder bei der örtlichen Sparkasse Karriere macht. Ich habe mich gründlich geirrt. Er leitete dann ein Wasserwerk.

Das Leben des Sitzenbleibers verläuft dagegen in Amplituden, die ein geradliniges Leben nicht aufzuweisen hat. In Anbetracht meiner Loopings kriegte ich dann auch zu hören: »Na, da hast du ja gerade doch noch die Kurve gekriegt.«

Vielleicht lehrt ein Klassentreffen vor allem eines: Man kann ein Leben nicht so einfach abschätzen. Nicht in ein paar Sätzen, an einem Abend, in launiger Stimmung.

Wer schon einmal die Spannweite zwischen Aufstieg und Fall durchlebt hat, den umweht unter Spießern ein Ruf des Verwegenen. Am Ende weiß plötzlich jeder, was doch angeblich alles von Anfang an klar gewesen sein soll: »Dass du mal ein Schreiberling wirst, sah man damals schon«, sagte mir mein früherer Nebensitzer bei dem Treffen, in das ich im Herbst hineingeraten bin. Aber dann fiel ihm ein, dass ich so gut doch wieder nicht war in Deutsch. »Wie kamst du denn da zur ZEIT?« Darauf hätte ich ehrlich antworten können: »In Biologie hatte ich schlechtere Noten und wollte trotzdem Zoologe werden.« Stattdessen erzählte ich, ich hätte mir bereits mit vierzehn einen Presseausweis gebastelt und in der Schülerzeitung meine Berufung gefunden. George Bernard Shaw, der irische Dramatiker, gibt mir eine mögliche Antwort, warum für mich solche Schülertreffen einem Verhör gleichen, bei dem viel gelogen wird: »Eines der traurigsten Dinge im Leben ist, dass ein Mensch viele gute Taten tun muss, um zu beweisen, dass er tüchtig ist, aber nur einen Fehler zu begehen braucht, um zu beweisen, dass er nichts taugt.«



Andreas Öhler, 64, ist Redakteur von Christ&Welt. Der Soziologe lebt in Berlin, wo er gelegentlich auch Literaturveranstaltungen moderiert. In seiner Kolumne betrachtet er aktuelle Ereignisse und Alltagsphänomene.

FDP Pur?

Die liberale Partei gehört zu den großen Verlierern der Berlin-Wahl. Jetzt wollen viele in der FDP zurück zur reinen Lehre. O je, das kennt man von der katholischen Kirche VON RAOUL LÖBBERT

Warum gibt es eigentlich die FDP? Und wieso die katholische Kirche? Beide Institutionen sind schon lange mit ihrer je eigenen Existenzkrise beschäftigt. Und je größer die Krise ist, desto lauter und lieber wird intern diskutiert, wieso und zu welchem Zweck man überhaupt da ist. Im Fall der FDP stellt sich die Sinnfrage gerade besonders laut. Bei der Abgeordnetenhauswahl in Berlin rissen die Liberalen zuletzt sogar die Folgenprozenthürde – das macht fünf gelbe Wahlschlappen in Folge: Saarland (4,8 Prozent), Schleswig-Holstein (6,4 Prozent), Nordrhein-Westfalen (5,9 Prozent), Niedersachsen (4,7 Prozent) und nun Berlin (4,6 Prozent).

Parteivize Wolfgang Kubicki platzte da noch am Wahlabend der Krage: »Ich habe so einen Hals. Ich bin immer noch fassungslos und versuche mir das Ergebnis schönzutrinken.« Doch Kubicki wäre nicht Kubicki, wenn er nicht einen Notausgang aus der Krise wüsste, die durchs Koalieren mit Sozen und Grünen im Bund entstand: Keine Kompromisse mehr! Stattdessen »FDP pur«. Was so viel heißt wie: Die FDP muss liberaler werden und in Opposition gehen zum politischen Zeitgeist, auch und gerade dem der Koalition. Ein Hoch also auf die gelbe Orthodoxie!

Wer sich auf die Orthodoxie beruft, glaubt. Und wer im Politischen glaubt, muss sich um Machbarkeit nicht scheren.

Orthodoxie, das kommt aus dem Altgriechischen. »Orthós« bedeutet »aufrecht, geradlinig, richtig«, und »dóxa« ist der »Glaube«. Wer sich auf die Orthodoxie beruft, glaubt also. Und wer im Politischen glaubt, muss sich um Fragen der Machbarkeit gemeinhin wenig scheren. Der hat ja eine Haltung und glaubt, das reicht. Deshalb geht es Orthodoxen auch weniger darum, andere zu überzeugen. Sie wollen Beispiel sein für alle, die bereits so orthodox sind und denken wie sie selbst.

Besonders machtgewohnte Funktionäre neigen dazu, sich in der Not an der eigenen Orthodoxie zu berauschen: Warum etwas ändern an sich, wenn es reicht, man selbst zu sein? Jetzt eben erst recht! Dass das ein Trugschluss ist, beweist das Beispiel der katholischen Kirche. Oder genauer: das Beispiel Papst Pius' IX. Der sah im 19. Jahrhundert seine Kirche durch Republikanismus und Liberalismus derart bedroht, dass er 1869 das Erste Vatikanische Konzil einberief. So wollte er katholische Haltung zeigen in einer Welt, die sich schon damals von der Kirche abzuwenden begann. Nach seinem eigenen Bilde formte Pius IX. deshalb seine Kirche um. Seitdem kann der Papst in allen Fragen der Lehre Unfehlbarkeit für sich beanspruchen.

Dank Pius IX. wurde der institutionelle Katholizismus eindeutiger und radikaler, als er es je war. Genützt hat das der Kirche auf lange Sicht wenig. Je orthodoxer sie wurde, je mehr sie sich abgrenzte von der bösen Moderne, desto mehr definierte sie sich aus der Welt heraus und büßte Macht und Gestaltungsmöglichkeiten ein. Und je mehr Macht sie verlor, desto öfter flirtete sie – etwa in Spanien unter Franco oder in Portugal unter Salazar – mit autoritären politischen Systemen, über die die Zeit glücklicherweise hinwegging.

Kurz: Der Weg in den Haltungs-Rigorismus mag sich im Rausch der Ereignisse konsequent anfühlen, er ist es jedoch nicht. Langfristig nimmt er einer Institution jede Geschmeidigkeit. Selbst in der katholischen Kirche hat man das mittlerweile erkannt. Dort kommen nur noch in Ausnahmefällen Funktionäre etwa auf die Idee, Politikern zu sagen, was sie zu denken und zu glauben haben. Man hat sich mit dem Liberalismus in der Welt abgefunden, solange er einem in die eigene Orthodoxie nicht hineinregiert. Intern jedoch meint man immer noch, ein Beispiel geben und sein zu müssen. Da verteidigt man vom Zölibat übers Papstprimat bis zum Nein fürs Frauenpriestertum nach wie vor die Grenzpfähle, mit denen die Orthodoxen früherer Tage den katholischen Weg künstlich eng machten.

Drohen katholische Verhältnisse nun auch der FDP? Oder dem DFB? Oder dem ZDF? Man stelle sich vor, die deutsche Nationalmannschaft würde nach ihrem Vorrundenaus bei der WM in Katar wieder, so wie unter Herberger bis Beckenbauer, den Libero aus der Taktikmottenkiste holen. Oder nehmen wir das ZDF. Wie wäre es, wenn man sich dort wieder auf öffentlich-rechtliche Werte wie die »Schwarzwaldklinik« besönne, um so der Quoten- und Glaubwürdigkeitskrise zu trotzen? Absurd wäre das, realitätsfern. Aber ganz so absurd dann auch wieder nicht, wie das Beispiel FDP beweist.

Eine Vorstellung davon, wie die liberale Rückbesinnung auf die Orthodoxie aussehen könnte, lieferte der 70-jährige Kubicki am Wahlabend gleich mit. Er fremdele nicht mit der Ampel, sagte Kubicki da, sondern mit der Rolle der FDP in der Koalition. »FDP pur« bedeute für ihn und seine Partei »konsequenter und durchsetzungsfähiger« zu werden. Dazu braucht es offenbar auch die Bereitschaft, den anderen Partnern am Kabinettschisch notfalls zu drohen: »Wenn es keinen Straßenbau mehr geben soll, dann gibt es auch keine neuen Stromleitungen mehr«, so Kubicki. »Da kann sich der Robert (d. i. Robert Habeck, grüner Vizekanzler und Bundeswirtschaftsminister) gehackt legen. Die Zeit des Appasements ist vorbei.«

Die liberalorthodoxe Engführung, die Kubicki vorschwebt, lautet also: entweder Autobahn oder Strom, entweder Knallgelb oder Rot-Grün. Je schwächer die Position, desto markiger die Worte, zumindest die Kubickis. FDP-Chef Christian Lindner dagegen gab sich auf Twitter weniger angriffslustig. »Hektik oder Krawall sind nicht unsere Sache.« Andere FDP-Politiker schlossen sich an. Die Vorsitzende der Jungen Liberalen, Franziska Brandmann, sprach sogar unkubickihaft von »Demut«, die sie angesichts des Wahlergebnisses empfinde. Gleichwohl: Die Parteifreunde kritisierten nur den Ton, nicht die Musik des Parteivizes. Eigene Fehler thematisierte Lindner nicht. Stattdessen kündigte er an, die FDP auf Kurs halten zu wollen. Und um Missverständnisse zu vermeiden, gab er den gleich vor: »Eine Politik gegen das Auto ist ganz offensichtlich nicht im Interesse der Menschen.« Kurz: Statt Selbstkritik gab es Leitplanken für das liberale Projekt. Die typische Reaktion einer verunsicherten Orthodoxie.

Wenn man Angst hat, begeht man leicht den Fehler, den Vorurteilen zu glauben, die andere über einen verbreiten, ja, sie sogar noch zu feiern als vermeintlich wahren Ausdruck des Selbst. Nehmen wir die katholische Kirche. Weil die sich seit Martin Luther immer wieder anhören musste, ein Papst-Bestätigungs-Club zu sein, beschloss sie unter Pius IX., genau dazu zu werden. Anschließend vergaß sie, dass sie einmal freier war, freier im Denken und freier im Dulden. So waren es etwa die deutschen Bischöfe, die vor und während des Ersten Vatikanums das Primat des Papstes nicht akzeptierten und Pius IX. als Despoten schalteten. Nach dem Vatikanum brachten die Orthodoxen die Deutschen zum Schweigen. Seitdem spüren sie, einigen synodalen Sonderwegen in der jüngsten Kirchengeschichte und -gegenwart zum Trotz.

Verzweifelt begeht man leicht den Fehler, den Klischees und Vorurteilen über einen selbst zu glauben.

Und die FDP? Es gab eine Zeit, da hatte der Liberalismus viele Gesichter. Es gab Ordoliberalen, Nationalliberalen, Verfassungliberalen, Sozialliberalen, liberale Feministinnen (und Feministen), liberale Theologen, Philosophen, Soziologen und nach 1945 sogar einige Altmazis, die sich liberal gaben. Heute dagegen gibt es das Vorurteil. Die FDP, sagt es, ist nur noch ein Autofahrerklub. Und es gibt Wolfgang Kubicki, den Parteivize, und Christian Lindner, den Parteichef, die ziehen sich und der FDP diesen Schuh auch noch an, jeder auf seine Art. Aber ein alter Schuh bleibt stets ein alter Schuh, ganz gleich, was der Papst sagt – der katholische oder irgendein gelber.

Impressum

Redaktion:
Georg Löwisch (Chefredakteur, V.i.S.d.P.)
Merle Schmalenbach
(Stellv. Chefredakteurin)
Raoul Löbber (Cheftorrespondent,
Mitglied der Chefredaktion), Andreas Öhler,
Christina Rietz, Kilian Trotier (Kordinator
ZEIT Sinn – Wofür leben wir?)
Gestaltung: Lucas Kramer, Rike Weiger
Bildredaktion: Antje Berghäuser (frei)
Korrektur: Susanne Häfner (frei)

Christ & Welt wird herausgegeben von der
ZEIT:CREDO Verlags GmbH.

Geschäftsführer:
Rainer Esser, Patrik Schwarz

ZEIT:CREDO gehört zur
ZEIT-Verlagsgruppe Hamburg.
ZEIT:CREDO Verlags GmbH
Speersort 1, 20095 Hamburg
Telefon: (040) 32 80 00

Druck:
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH,
64546 Mörfelden-Walldorf

Anschrift Redaktion:
ZEIT:CREDO – Christ & Welt
Schöneberger Str. 21A,
10963 Berlin
Telefon: (030) 88 71 43 83
E-Mail: briefe.christundwelt@zeit.de
Internet: www.zeit.de/christundwelt

Abonnement Deutschland:
Abonnement DIE ZEIT
mit Christ & Welt
52 Ausgaben € 353,60;
Studentenabonnement DIE ZEIT
52 Ausgaben € 244,40

Abonnementbestellung
für die Extraausgabe der ZEIT
mit Christ & Welt:
Leser-Service, 20080 Hamburg
Telefon: (040) 42 23 70 70
oder E-Mail: abo@zeit.de



Niko Tsetsckladze: Hahnenopfer (1986, Privatbesitz)

Kurator im Monat Februar ist **Ekkehard Maaß**, seit 1978 Inhaber eines literarischen Salons, Vorsitzender der von ihm 1996 gegründeten Deutsch-Kaukasischen Gesellschaft und mit den Liedern Bulat Okudschawas und Wolf Biermanns singender Zeitzeuge der DDR-Geschichte. 2022 erschien von ihm die reich bebilderte Dokumentation »Fluchtzeiten – 25 Jahre Deutsch-Kaukasische Gesellschaft«.

Einen Monat lang stellt an diesem Platz eine Persönlichkeit jede Woche ein Werk vor, das ihr besonders viel bedeutet: ein Gemälde, eine Fotografie, eine Grafik, eine Skulptur oder auch ein Videostill.

DIE BILDER
MEINES LEBENS

Ekkehard Maaß

Das Bild
symbolisiert
für mich ...

... das Massaker vom 9. April 1989 in Tbilissi, bei dem sowjetische Spezialeinheiten, OMON, mit geschliffenen Spaten und Giftgas gegen friedliche Demonstranten vorgehen, die die Unabhängigkeit Georgiens forderten. Es stammt von dem georgischen Künstler Niko Tsetsckladze, einem der fünf sogenannten georgischen »Wilden«, die ich 1987 nach Berlin eingeladen hatte. Der Hahn, bis heute in ländlichen Regionen Georgiens ein Opfertier, zeigt Einschusslöcher und wird damit zu einem politischen Symbol.

DAS WAR MEIN WENDEPUNKT

»Für die ältere Generation ist es selbstverständlich,
nicht im ersten Satz die Work-Life-Balance zu betonen«

Wolfgang Oehm leitet mit 83 Jahren ein Unternehmen im Bergischen Land. Besonders gern stellt er Menschen über 50 ein.
Warum er es in mancher Hinsicht mit Älteren leichter hat als mit Jüngeren PROTOKOLL VON ULI KREIKEBAUM

Ich war neun oder zehn, als meine Großmutter zu mir sagte: »Wolfgang, wenn du irgendwann einmal Geld und Einfluss haben solltest, dann nutze es zum Guten.« Als Junge habe ich gedacht: Klar, Oma – konnte aber nicht viel damit anfangen. Doch der Satz ist hängen geblieben. Ich habe mich immer wieder daran erinnert und nach meinen Möglichkeiten danach gehandelt. Im Rückblick war der Satz mein Wendepunkt und Wegweiser.

Oma Ida wurde mit 29 Jahren Witwe – ihr Mann fiel im Ersten Weltkrieg. Sie zog drei Kinder allein groß und kümmerte sich in unserem Dorf Valbert im Sauerland um andere Frauen, die ihre Männer verloren hatten. Oft saßen acht oder zehn Witwen bei ihr in der Stube, wenn ich zu Besuch kam. Meine Großmutter war gläubig, sprach aber viel seltener von Nächstenliebe, als sie zu praktizieren. Großartig fand ich sie, weil ich mich als Kind von ihr ernst genommen fühlte. Meine Großmutter vermittelte mir den Eindruck, dass es nicht darum gehe, ob jemand groß oder klein, jung oder alt, schwach oder stark, hübsch oder unscheinbar ist. Sondern darum, was er sagt und tut.

Nach der Schule lernte ich Maschinenschlosser – und startete durch. Mit 18 wurde ich Abteilungsleiter einer Maschinenbau-Firma, die Spritzgießmaschinen herstellte. Mit 24 war ich Betriebsleiter. So schnell aufsteigen konnte ich nur, weil ich zum Ziehsohn des Chefs wurde, der ein Pionier war und zum Weltmarktführer aufstieg, der aber auch ein diktatorisches Regime führte, in dem er mit zunehmendem Größenwahn waltete. Irgendwann wollte mein Chef einen Disenjet kaufen, so einen, wie ihn auch Sinatra besaß – ich habe mich an die Worte meiner Großmutter er-

innert und konnte ihn irgendwie davon abhalten. Ich hielt so einen Kauf für unredlich gegenüber der Belegschaft und schlecht für das Image der Firma. Erstaunlicherweise hörte er auf mich, obwohl ich weniger als halb so alt war.

Geholfen hat mir mit Mitte 20, dass ich einen väterlichen Freund in dem Betrieb hatte. Arthur war ein normaler Schlosser, 20 Jahre älter als ich, den ich bei jedem Problem in der Firma nach seiner Meinung fragte. Meist ging es um zwischenmenschliche Dinge, Neid oder Unzufriedenheit von Angestellten, aber auch um Betriebsentscheidungen. Arthur war ein besonnener Mensch. Von seinen Erfahrungen und Urteilen lernte ich wie im Zeitraffer. Am Ende schien es uns meistens am besten, mit allen Beteiligten zu sprechen. Es half, wenn ältere und jüngere Angestellte uns ihre Sicht der Dinge erzählten – manchmal braucht es die Erfahrung und Gelassenheit der Älteren, manchmal die Energie und Offenheit der Jüngeren.

Mein Unternehmen Oni gründete ich 1983 in Lindlar im Bergischen Land, nachdem ich ein Patent für die Energierückgewinnung bei Industrieanlagen entwickelt hatte. In den ersten Jahren war es schwer, Kunden zu gewinnen, die Konkurrenz war hart. Ich hatte Glück, dass ich mich überhaupt halten konnte – Energieeinsparung interessierte damals noch nicht so viele Firmen. Heute sind wir mit der Nutzung von Abwärme, der Einsparung großer Mengen Strom, Öl und Gas in einem Industriebereich tätig, in dem die Nachfrage gewaltig ist. Oni ist wirtschaftlich unabhängig und hat in den vergangenen Jahrzehnten mehr als 50 Wirtschaftspreise gewonnen. Das motiviert mich, mit 83 Jahren jeden Morgen ins Büro zu fahren.

Anfang des neuen Jahrtausends ging Deutschland durch eine tiefe Rezession. Vor allem viele ältere Arbeitnehmer wurden entlassen und fanden keine neue Arbeit, obwohl sie hervorragend ausgebildet waren. In dieser Zeit habe ich bewusst viele über 50- und über 55-Jährige eingestellt, die arbeitslos geworden waren. Einige unserer Maschinen hatten ebenfalls schon einige Jahre auf dem Buckel; ältere Mechaniker und Ingenieure kannten sich besser mit den Anlagen aus als die jungen. Inzwischen ist gut ein Viertel meiner Belegschaft älter als 50 Jahre.

An den Älteren schätze ich nicht nur ihre Erfahrung, sondern auch ihre Flexibilität und ihre Einstellung. Für die ältere Generation ist es selbstverständlich, nicht im ersten Satz nach Gehalt, Teil- und Elternzeit zu fragen und die Work-Life-Balance zu betonen. Oft sind sie dankbarer, weil sie schon echte Krisen erlebt haben – und es in unserer Gesellschaft leider noch immer nicht selbstverständlich ist, mit 55 einen neuen Job angeboten zu bekommen.

Für mich sind die Alten nicht altes Eisen, sondern Edelstahl – das betone ich immer wieder. Spätestens seit ich in meinem väterlichen Freund Arthur einen Mentor gefunden hatte, wusste ich das. In dem Betrieb waren damals viele ältere Arbeitnehmer. Ich habe als 24-Jähriger versucht, mich in ihre Lage zu versetzen: Wie ist es für sie mit einem Jungspund als Chef? Wie gewinne ich ihren Respekt? Und: Was kann ich von ihnen lernen?

Den Jugendwahn der Gesellschaft verstehe ich genauso wenig wie die Verdammung der Jugend. Die Jungen braucht es genauso wie die Alten und die mittlere Generation. Ich glaube, dass es immer eine Balance braucht, von Generationen wie von Fähigkeiten und Tempera-

menten. Als Unternehmer gebe ich aber zu, dass es mit den Älteren in mancher Hinsicht leichter ist: Ich bin der Meinung, dass jeder Angestellte dem Unternehmen etwas mehr Ertrag als Kosten bringen sollte – und möchte das auch sehen. Wer viel fordert, sollte viel leisten.

Anders ist das bei Menschen, die ohne Privilegien aufgewachsen sind. Vor einigen Jahren habe ich für 50 Geflüchtete Sprachkurse finanziert und zehn spezielle Ausbildungsplätze eingerichtet. In meinem Umfeld gab es einige, die sich gefreut hätten, wenn das Projekt nicht funktioniert hätte. Das hat mich noch ein Stück mehr motiviert, alle zehn durch die Ausbildung zu bringen. Hierfür war sehr viel mehr Aufwand notwendig. Mathelehrer und Sprachlehrer wurden eingestellt, geeignete Unterbringungen und ein Abholdienst eingerichtet und einiges mehr. Alle haben ihre Ausbildung erfolgreich abgeschlossen und sind seitdem bei mir als Fachkräfte beschäftigt.

Beharrlich zu bleiben, wenn man von einer Sache überzeugt ist – auch diese Eigenschaft verkörperte meine Großmutter, die mich noch beeindruckt hat, als sie im Sterben lag. Da stand ich mit anderen Enkeln an ihrem Bett und heulte, doch sie war ganz friedlich und tröstete uns. »Warum weint ihr denn?«, fragte sie. »Ich werde heute Nacht endlich meinen August wiedersehen. Das ist doch kein Grund, um traurig zu sein.« Für sie war klar, dass sie nach dem Tod endlich ihren Mann wieder-treffen würde. Das hat sie glücklich gemacht.

Vom ewigen Leben bin ich nicht so überzeugt. Aber ich bete, seit ich denken kann, jeden Abend vor dem Schlafengehen eine Viertelstunde. Für Menschen, denen es nicht so gut geht, und Menschen, die nicht mehr da sind – wie meine geliebte Oma.

Auf dem Bild in der Mitte ist der Unternehmer Wolfgang Oehm mit zwei seiner Angestellten zu sehen – beide haben bei ihm angefangen, als sie älter als 50 waren. Die Fachzeitschrift rechts von 1989 zeigt eine der erfolgreichsten Spritzgießmaschinen von Oehms Firma Oni.

